

SCHERZ

Pierre Lagrange

MADAME MORT

UND DER TOTE ONKEL

Kriminalroman

SCHERZ

1. Auflage Oktober 2026

Erschienen bei SCHERZ

© 2026 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstraße 114, D-60596 Frankfurt am Main
Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Redaktion: Susanne Kiesow

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-651-00148-0

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@fischerverlage.de

1

Ich bringe ihn um«, dachte Berthe. »Morgen bringe ich ihn um.«

Sie betrachtete das Gesicht ihres Mannes César im Licht des Mondscheins. Es fiel durch das offen stehende Fenster, denn diese Nacht war viel zu heiß und zu schwül, um es geschlossen zu halten. Die Jahre hatten Falten in seine Züge gegraben. Berthe hatte ebenfalls einige davon, kein Wunder Anfang fünfzig. César war fast zehn Jahre älter als sie und hatte längst Haare, die so grau waren wie sein Bart. Er atmete ruhig. Die Hände lagen flach auf der Brust, über der sich die weiße Leinenbettdecke spannte. In dem klaren, kalten Licht hatte seine Haut beinahe die Farbe der Leichen, die bei Berthe auf dem Seziertisch landeten.

Prof. Dr. Berthe Saunier war Rechtsmedizinerin in Nîmes und an der dortigen Uniklinik zuständig für die Region Vaucluse in der Provence. Sie wusste sehr gut, was sich Menschen einfallen ließen, um andere zu töten. Die meisten Täter gingen eher grob vor, kaum einer arbeitete filigran. Nur wenige legten es darauf an, dass die Todesursache ihrer Opfer verdeckt

wurde. Andere wiederum waren gar nicht schlecht darin. Fast keiner war jedoch Mediziner und wusste, wie man verlässlich sichergehen konnte, dass ein Mord als natürlicher Tod oder Unfall durchging.

Bei jemandem wie Berthe war das anders. Sie wusste sehr genau, was man tun musste.

Sie war ein Profi.

Und Himmel: Sie würde sich nicht mehr lange zurückhalten können. Bis morgen noch, mit viel gutem Willen. Vielleicht musste es aber schon heute sein, denn es war einfach nicht mehr zum Aushalten. Sie konnte die Situation nicht mehr ertragen.

Der Digitalwecker auf dem Nachttisch neben ihrem knallroten Brillengestell und dem Handy sprang gerade auf 0.09 Uhr. In genau diesem Moment öffnete César ein Auge. Das linke, auf dem er besser sehen konnte. Das andere hielt er geschlossen, als würde eine Hälfte von ihm einfach weitschlafen. Er sah Berthe regungslos an, die sich durch die kinnlangen blonden Haare fuhr, die sie hatte wachsen lassen. Sie stand am Fenster und trug nur ihr Schlafshirt. Eigentlich gehörte es César, weswegen es übergroß wirkte. Aber sie sah in allem schlank aus, weil sie schlank war.

César musste mitbekommen haben, dass sie eben aufgestanden war. Er hatte zuvor vermutlich nur so getan, als würde er schlafen, während sie sich von links nach rechts und wieder zurück gewälzt hatte. Was angesichts der Umstände kein Wunder war.

Natürlich bemerkte César, dass sie ihn betrachtete. Ihre Bli-

cke trafen sich, und Berthe verstand, dass er wusste, was sie dachte. Er wusste es meist und las in ihr wie in einem offenen Buch. Einerseits kein Wunder nach so vielen Jahren Ehe und auch kein Wunder bei seinem Beruf: César war Professor für Literaturwissenschaft an der Universität und las in vielen offenen Büchern.

»Ich weiß, was du vorhast«, murmelte er in seinem tiefen Bass. »Aber ich kann dir nur raten: Tu es nicht.«

»Nenn mir einen Grund.«

»Weil ich schneller wäre.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher.«

Berthe drehte sich wieder zum Fenster, verschränkte die Arme vor der Brust und blickte nach draußen. Der Vollmond tauchte die Provence und ihren großen Bauerngarten in ein fahles Licht. Die Oberfläche des kleinen Teichs mit den Kois glitzerte. Es sah unwirklich aus. Wie in einem Traum. Nur dass dies hier kein Traum war. Es war ein Albtraum, aus dem es kein Erwachen gab.

Sie hörte, wie César sich im Bett aufsetzte.

»Du glaubst mir nicht?«, fragte er.

Berthe schüttelte den Kopf. »Du wärst deswegen nicht schneller«, antwortete sie, »weil du nicht so wütend bist wie ich.«

»Da wäre ich mir ebenfalls nicht sicher.«

»Außerdem bist du langsamer.«

Sie hörte ihn leise auflachen. Gott, wie hatte sie dieses leicht überhebliche Lachen früher geliebt. Jetzt kam es ihr nur vor wie bissiger Spott.

»Du weißt, was auf Mord steht«, sagte César.

»Natürlich weiß ich das. Wer sollte das besser wissen als ich?«

Berthe umfing sich fester. Die hereinströmende Luft roch schwer und würzig. September in der Provence. Eine weitere heiße Nacht nach einem heißen Spätsommertag. Sie ließ den Blick über ihren Garten schweifen, ihr Ein und Alles, ihr Rückzugsort. Im Nachbarhaus brannte hinter einem einzelnen Fenster noch Licht.

Dann tat er es erneut.

Das Geräusch stach in Berthes Ohren. Einen Moment später stellten sich ihre Nackenhaare auf. Sie bekam Gänsehaut, zuckte, spürte den Zorn heiß in ihren Adern aufsteigen, atmete tief ein und drehte sich wieder zurück zu ihrem Mann, sah ihn wütend an.

»Ich habe es mir überlegt«, sagte Berthe leise, und César wusste, dass es umso gefährlicher wurde, wenn sie die Stimme senkte. »Ich werde es jetzt tun. Mit guter Führung komme ich rasch wieder raus. Wenn es wie eine Tat aus dem Affekt wirkt sowieso – und es wäre definitiv eine Affekthandlung.«

»Berthe, *ma chère*.« César hob beschwörend die Hände. »Im Gefängnis würdest du zugrunde gehen. Das weißt du.«

»Vielleicht ist es das wert.«

»Tu es nicht.«

»Zu spät.«

»Du kommst nicht damit durch.«

»Vor jedem Gericht der Welt komme ich damit durch, denn ...«

Berthe wirbelte herum und zeigte mit ausgestrecktem Zeigefinger zum Fenster.

»Da! Jetzt hört er wieder auf! Dann fängt er wieder an! Immer und immer wieder dasselbe Lied!«

Der Anfang von »La Vie en rose« wehte durch den Garten zum Fenster, gespielt auf einem Akkordeon – allerdings weder im richtigen Tempo, noch wurden alle Töne korrekt getroffen. Es klang, als ob jemand mit dem Lied um Leben und Tod kämpfte. Und genau so war es ja auch. Es ging um sein Leben, denn seit der Nachbar beschlossen hatte, Akkordeonspieler zu werden und Nacht für Nacht zu üben, stand Berthe kurz vor dem Durchdrehen.

Dabei war sie ein sehr ausgeglichener Mensch. Nur selten konnte einer ihrer Mitarbeiter im Institut in Nîmes oder einer ihrer Studenten sie aus der Ruhe bringen. Nicht einmal Albin Leclerc schaffte das, und das wollte etwas heißen. Albin war Ex-Commissaire und längst Pensionär. Sie kannten sich seit vielen Jahren aus seiner aktiven Zeit bei der Polizei und danach. Albin konnte nicht von seinem Job lassen und weigerte sich, zum alten Eisen zu gehören. Er konnte eine echte Plage sein und einem mit seiner Ignoranz fürchterlich auf die Nerven gehen. Denn natürlich hatte er bei Mordermittlungen nichts mehr zu suchen. Das interessierte ihn aber herzlich wenig.

Gerade gestern war er mit seinem Mops Tyson wieder bei einer Obduktion aufgekreuzt, weil er Informationen über die Todesumstände einer bestimmten Person wollte. Wieder hatte er angenommen, Berthe mit einer Tüte Schokocroissants bestechen zu können, und damit absolut richtig gelegen. Sie

liebte diese Backwaren, eigentlich alles, was süß war. Zum Glück schlug sich das nicht in ihrer Figur nieder.

Er war es auch gewesen, der Berthe den Spitznamen »Madame Mort« gegeben hatte – eher unbedacht und beiläufig. Anfangs hatte sie sich noch geärgert, aber nur ein bisschen. Inzwischen fand sie es sogar ganz lustig, und manchmal benutzte sie den Titel sogar selbst im Spaß.

Albin wohnte in Carpentras, was ungefähr dreißig Kilometer von St. Pierre entfernt lag, wo Berthe und César schon seit Jahren in einem umgebauten Gehöft lebten, das sie damals günstig hatten kaufen können. Natürlich hätte es nähergelegen, sich etwas in Nîmes zu suchen. Aber in einer halben Stunde kam man von St. Pierre aus überall hin.

Außerdem war ihnen Nîmes zu quirlig geworden, und sie hatten ohnehin beschlossen, nicht dort leben zu wollen, wo sie arbeiteten. Ansonsten wäre man permanent greifbar, und noch vor ein paar Jahren hatten sie beide Raubbau mit sich selbst betrieben.

Ihre Einstellung hatte sich nach Césars Erkrankung grundlegend geändert, aber das war eine andere Geschichte.

Und jetzt ging es schon wieder los. »La Vie en rose«, der hundertste Versuch. Der wieder schiefging.

Berthe ballte die Fäuste und stampfte mit dem Fuß auf den Holzboden.

»Ich hole jetzt das Gewehr!«

César saß inzwischen aufrecht im Bett. »Ich empfehle, dass wir entweder das Fenster schließen ...«

»... und ersticken ...«

»... oder dass du endlich die Ohrenstöpsel einsetzt, die ich dir extra aus der Apotheke mitgebracht habe.«

»Das ist keine dauerhafte Lösung. Außerdem fühlt es sich nicht gut an.«

»Aber es wirkt.«

»Schrot auch.«

César lachte. »Mir geht er ebenfalls auf den Nerv.«

»Warum muss er mitten in der Nacht auf diesem Ding spielen?«

»Fernand Berger ist Winzer, wie du weißt. Er arbeitet den ganzen Tag, weil im Moment Hochsaison ist. Weinlese. Er findet offenbar erst spät die nötige Muße zum Üben. Außerdem ist er alleinstehend und nervt zu Hause niemanden – nur seine Nachbarn.«

»Musst du eigentlich immer so verständnisvoll und gutmütig sein?«

»Bin ich gar nicht. Ich möchte ihn ebenso gerne in Stücke reißen wie du.«

»Warum hat er sich nicht etwas anderes gekauft als dieses fürchterliche Akkordeon?«

»Eine Oboe wäre nicht sehr viel besser gewesen.«

Als Junge musste César dieses Instrument spielen lernen – auf Drängen seiner Eltern. Er hatte es gehasst. Irgendwo lag die Oboe noch in einem Koffer herum.

»Ich gehe morgen rüber zu Berger und spreche mit ihm. Hoffentlich ist er zugänglich.« César tappte mit der flachen Hand auf die Matratze. »Komm wieder ins Bett. Wir müssen früh raus.«

»Das ist es ja. Man kann nicht mehr erholsam schlafen, und ...«, Berthes Handy klingelte, »... und jetzt auch das noch.«

César ließ sich zurück in die Kissen sinken. Berthe ging zum Nachttisch. Ein Anruf um diese Uhrzeit konnte nur Arbeit bedeuten. Allerdings hatte sie keinen Bereitschaftsdienst.

Sie blickte auf das Display. Eine unbekannte Nummer. Sie ging trotzdem ran.

»Hallo? Berthe Saunier?«

Sie hörte eine sich überschlagende Stimme.

Schrill. Aufgeregt. Vollkommen außer sich.

Berthe konnte weder Nachfragen stellen noch etwas sagen.

Aber eines war völlig klar: Die Situation duldete keinen Aufschub.

Berthe beendete das Telefonat. »Das war die Sekretärin des Bürgermeisters«, sagte sie atemlos und war jetzt hellwach. »Ich muss sofort los«, sagte sie zu César und begann, sich anzuziehen.

2

St. Pierre war ein kleiner Ort, der im ungefähr gleichen Abstand zwischen Arles, Avignon und Nîmes lag. Das Dorf mit vielen alten Häusern zählte nicht einmal zweitausend Einwohner und schmiegte sich wie ein Schwalbennest an die Felsen der Hügelkette Montagnette. Darunter erstreckten sich endlos wirkende Weinfelder sowie einige Gemüse- und Obstplantagen. Die Straßen waren eng, manche noch mit Kopfsteinpflaster belegt. Es gab einige kleine Cafés und Galerien örtlicher Künstler, die vor allem von den Touristen lebten, die es gelegentlich hierher verschlug.

Die meisten besuchten St. Pierre, weil es auf der Website des Fremdenverkehrsverbandes und in diversen Broschüren als eines der regionalen »Beaux Villages de Provence« aufgeführt wurde – was einen immer noch nicht entschiedenen Rechtsstreit mit der Organisation nach sich gezogen hatte, die die Titel von »Les Plus Beaux Villages de France« vergab und dafür auch die Rechte besaß.

In St. Pierre und im Umfeld gab es natürlich auch einiges zu sehen. Über dem Ort thronte die Ruine des Château

St. Pierre mit seinem verfallenen Wachturm. Es stammte aus dem 12. Jahrhundert und war mindestens so alt wie die Kirche St. Pierre, die dem Ort ihren Namen verliehen hatte.

An der Kirche befand sich der kleine Marktplatz, der von einigen Geschäften und Cafés eingefasst wurde und wo es regelmäßig einen Wochenmarkt mit Erzeugern aus der Region gab. Gegenüber der Kirche lag die Mairie – das Rathaus –, dessen Eingang von zwei großen Platanen flankiert wurde und von dessen Balkon stets eine Trikolore herabhing.

Vor der Kirche waren zwei Gedenktafeln auf Stelen angebracht. Die eine erinnerte daran, dass der Bischof von Avignon auf der Reise nach Tarascon zu einem Fest bei König René I. d'Anjou bei einem schlimmen Unwetter auf der Flucht vor Straßenräubern in der Kirche Unterschlupf fand – woraufhin der König das Gotteshaus aus Dankbarkeit innen kostbar dekorieren ließ. Die zweite Tafel erinnerte daran, dass sich im Zweiten Weltkrieg eine Gruppe von Résistancekämpfern und mit Fallschirmen gelandete britische SAS-Kommandokräfte in der Kirche versteckt hatten. Als die Wehrmacht anrückte und nach ihnen suchte, hatte der damalige Pfarrer darauf beharrt, nicht zu wissen, wen sie meinten. Wonach die Nazis die Kirche zwar durchsuchten, aber erfolglos wieder abzogen: Sie hatten glücklicherweise vergessen, im Glockenturm nachzusehen.

Die kleinen Metallschilder wurden bei Einbruch der Dunkelheit mit Spots beleuchtet – so auch heute Nacht, als Berthe im Laufschrift quer über den menschenleeren Marktplatz eilte. Normalerweise kannte sie ihn nur bei hellem Sonnen-

schein, der auf die bunten Zeltdächer der mit frischem Gemüse und Obst, Gewürzen und später im Jahr mit Trüffeln gefüllten Stände schien – ein Fest für alle Sinne. Sie kaufte dort regelmäßig an den Wochenenden ein, hielt hier und da einen Schwatz, probierte dies und das, ließ sich ausgiebig Zeit für ihren Bummel und genoss es.

Jetzt hatte sie keine Zeit zu verlieren und lief vorbei an der Kirche, der Mairie und den geschlossenen Cafés und Geschäften. Das Atmen tat ihr in der Brust weh, weswegen sie sich ein weiteres Mal versprach, in Zukunft mehr Sport zu treiben. Dabei trug sie sogar Laufschuhe, hatte sich notdürftig eine Jeans und ein Poloshirt angezogen und den Notfallkoffer gepackt, ihren ständigen Begleiter bei der Arbeit: die klassische Arzttasche aus Leder, die ihr César vor einigen Jahren zum zehnten Hochzeitstag geschenkt hatte. Berthe hatte einfach alles hineingeworfen, was sie zu Hause an Instrumenten hatte, und in der Tasche gelassen, was immer drin war.

Sie hatte sowieso keine Ahnung, was sie alles benötigen würde. Nur eines war klar: Die Zeit drängte, und trotz aller Professionalität und ihrer jahrelangen Berufserfahrung war sie sehr nervös.

Denn eine Aufgabe wie die vor ihr liegende war ihr bislang noch nie untergekommen.

Schaffst du das, fragte sie sich, als sie in die enge Straße einbog. Bekommst du das hin? Hättest du dir Hilfe rufen sollen? Doch sie wusste beim besten Willen nicht, wer ihr in einer Situation wie dieser helfen könnte. Sie war auf sich allein gestellt. Deswegen, dachte Berthe und stoppte vor der Haustür,

half nur eines: Vertrauen in sich selbst und ihre medizinischen Kenntnisse.

Sie holte tief Luft.

Dann drückte sie die Klingel.

3

Die Schreie gellten durch das Haus. Ohrenbetäubend. Es klang, als werde jemand in Stücke gerissen.

Berthe war gerade zur Tür hereingekommen. Nein, eigentlich wurde sie hereingezerrt.

»Sie schickt der Himmel«, keuchte Angélique Balladier und führte Berthe hinein.

Selbst wenn sie sich hätte widersetzen wollen, hätte sie bei der Frau keine Chance gehabt. Die Sekretärin des Ortsbürgermeisters war zwar schon Mitte sechzig, aber sie hatte das Kreuz eines Schlachters sowie dessen Griff. Berthe kannte sie nur gepflegt am Schreibtisch in der Mairie im Vorzimmer sitzend, die beneidenswerten Korkenzieherlocken in der Regel hochgesteckt. Aber heute sah sie aus, als sei sie gerade aus dem Bett gefallen.

Ihr Chef war ebenfalls da, Ortsbürgermeister Laurent Poisson. Er war ungefähr in Angéliques Alter und hatte notdürftig den Anzug angezogen, den er immer trug. Allerdings steckte das Hemd nicht in der Hose, und er trug zwei verschiedene

Schuhe – einen braunen und einen, der so schwarz war wie der zweifellos gefärbte Haarkranz rund um seine Halbglatze und der gewaltige Schnurrbart.

»*Mon dieu!* Gott sei Dank! Gott sei Dank!«, rief er Berthe zu, seine feisten Finger wie zum Gebet ineinander verschlungen.

Laurent Poisson goss sich sofort einen Calvados ein, während Berthe in Angéliques Schlepptau an ihm vorbeistolperte. Es war sicherlich nicht sein erster. Bevor er seinem Gegenüber nachschenkte, trank er schnell sein eigenes Glas leer. Der andere Mann war deutlich jünger, hatte krause Haare und trug ein durchgeschwitztes T-Shirt. Berthe kannte ihn nicht, aber seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen war er zutiefst verstört.

»*Bonsoir*«, sagte er und grüßte mit einem Nicken in Richtung Berthe.

Sie konnte nicht darauf reagieren, weil sie in Richtung Treppe geschoben wurde – eine alte Holztreppe, die zu dem ebenfalls alten Haus mitten in St. Pierre passte.

Ein weiterer Schrei gellte. Er war markerschütternd, gefolgt von einem lauten und langen Stöhnen.

»Schnell«, sagte Angélique atemlos und führte Berthe im Eiltempo nach oben. »Schnell, schnell, schnell, es bleibt nicht mehr viel Zeit.«

Im oberen Stockwerk lief Berthe beinahe in eine weitere Frau hinein, die auf dem Flur stand und wie ein Zerberus Wache zu halten schien. Sie mochte achtzig oder neunzig Jahre alt sein, war gebeugt, trug schwarze Kleidung und stützte sich

auf einen Stock, den sie jetzt in den Boden rammte, und fuhr Berthe an.

»Das wurde aber auch Zeit!«, krächzte sie.

Berthe kannte die Frau: Madame Louise Moreau, die Urhahnin der Gemüsehändlerdynastie Moreau vom Wochenmarkt, bei der Berthe regelmäßig einkaufte. Niemand hatte bessere Produkte. Was die Moreau hier zu suchen hatte?

Na egal, denn jetzt stieß Angélique links eine Tür auf und stürmte hinein, wobei sie Berthe am Handgelenk hinter sich herzog.

»Rettung ist da!«, rief sie. »Rettung ist da! Madame le Docteur ist hier! Alles wird gut, *ma chère!*«

Berthe trat in den Raum, bei dem es sich um das Schlafzimmer handeln musste. In der Mitte stand ein Bett. Darauf lag Nanette Ballardier, um deren Haus es sich handelte. Sie war klatschnass geschwitzt. Die Haare klebten ihr im verzerrten Gesicht. Nanette war Angéliques Tochter, und die andere Tochter, Nadine, stand neben ihrer Schwester und hielt ihre Hand.

Berthe und César hatten keine Kinder, weil Berthe keine bekommen konnte. Sie hatten es einige Male versucht, auch mit medizinischer Unterstützung, aber es war zwecklos. Sie hatten über eine Adoption oder ein Pflegekind nachgedacht, die Idee aber rasch wieder verworfen und sich damit abgefunden – und inzwischen war es eh zu spät.

Berthe hatte natürlich oft gehört, wie es bei einer Geburt zugeht. Ihr war etliche Male erzählt worden, wie es sich anfühlte, schwanger zu sein – und sie hatte immer freundlich

zugehört, obwohl es ihr stets etwas wehtat. Ihr war klar, was bei einer Geburt medizinisch geschah und wie man darauf reagieren musste. Dennoch war sie eine Ärztin, die sich um die Toten kümmerte und nicht darum, neues Leben in diese Welt zu bringen.

Jetzt aber handelte es sich um eine Notsituation. Ihr blieb nichts anderes übrig, als sich um die Ankunft von Angéla's erster Enkeltochter zu kümmern.

»Wir wussten uns nicht anders zu helfen«, sagte Nadine, die ihrer Schwester weiterhin die Hand hielt. »Es geschah alles so plötzlich. Von jetzt auf gleich will auf einmal das Baby kommen, und ...«

»Mein Gott ...« Nanette stöhnte. »Danke, dass Sie ... dass Sie gekommen ...« Dann schrie sie erneut auf, als eine weitere Wehe sie traf. Sie kamen in sehr kurzen Abständen. Es würde nicht mehr lange dauern.

»Es tut mir so leid«, sagte Angéla aufgeregt zu Berthe, »dass wir Sie stören mussten. Es sollte ja gar keine Hausgeburt werden, aber auf einmal kam alles ganz anders. Vielleicht liegt es in der Familie, meine Töchter kamen auch so schnell, dass man kaum bis drei zählen konnte. Erst habe ich die Hebamme angerufen, aber sie hat einen Schaden am Auto, und es gibt ja keinen Arzt im Ort außer Ihnen. Sie wollte erst eine Kollegin verständigen, aber sie konnte sich dann doch ein Auto leihen und ist jetzt unterwegs. Bis ins Krankenhaus hätte es zu lange gedauert, wir hätten Nanette nie dorthin bekommen. Da hat ihr Mann Adrien mich angerufen. Also habe ich den Bürgermeister nach Ihrer Nummer gefragt – und dann kam er her-

beigeilt, um zu helfen, was natürlich Unsinn ist, was soll er denn hier, aber wenigstens kann er Adrien beruhigen.«

Das war also der andere Mann, Adrien, der Vater, mit dem sich Laurent Poisson den Schnaps teilte.

Berthe nickte und stellte ihre Tasche ab. Im Schlafzimmer gab es ein Waschbecken, wo sie sich rasch die Hände wusch, sie desinfizierte und sich ein Paar Latexhandschuhe überzog.

»Gut, dass die Hebamme unterwegs ist«, sagte sie ruhig und drehte sich zum Bett. »Nanette, Sie machen das großartig. Keine Sorge, wir bekommen das hin. Die Hebamme ist unterwegs, und jetzt bin auch ich hier, ich bin Ärztin und ...«

»Sie schneiden doch die Toten auf«, krächzte es. Louise Moreau stand in der offenen Tür. »Wenn das kein schlechtes Omen ist!«

»Meine Güte«, murmelte Berthe, trat zur Tür, stieß sie mit dem Fuß zu und ging zurück zum Bett, wo Nanette sich gerade wieder aufbäumte.

»Was sollen wir nur tun?«, rief Angélique.

Berthe beugte sich vor, um Nanette zu untersuchen. Das Köpfchen war bereits zu ertasten. Es würde wirklich nicht mehr lange dauern.

»Halten Sie Ihrer Tochter die andere Hand«, sagte Berthe. »Nadine? Nehmen Sie Ihrer Schwester die Kissen aus dem Rücken und setzen sich hinter sie. Stützen und halten Sie sie.«

Nadine nickte und wechselte die Position, schob einige Kissen zur Seite und setzte sich dann an deren Stelle.

»Nanette«, sagte Berthe, »es sieht gut aus. Alles ist in Ord-

nung, und Sie haben es bald geschafft. Das Köpfchen ist schon zu fühlen.« Berthe blickte auf und schenkte Nanette ein Lächeln.

Nanette keuchte. »Ja? Wirklich? Es wird ein Mädchen ...«

Berthe nickte. »Mhm, sie wird sicherlich schwarze Haare haben wie ihre Mutter, ihre Tante und ihre Oma.«

»Oh!« Angélique schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte vor Rührung.

Nanette rang sich ein Lächeln ab. Ihre Schwester ebenfalls.

»Bei der nächsten Wehe fest pressen«, sagte Berthe. »Sie machen das großartig. Nur noch ein, zwei Mal richtig fest pressen, und dann haben Sie es geschafft. Es kann gar nichts passieren. Es ist die natürlichste Sache der Welt.«

Das war Nanette ein Ansporn, die sich jetzt noch einmal richtig ins Zeug legte und unter der nächsten Wehe presste, keuchte und dann wieder laut aufschrie.

Berthe konnte sehen, wie sich das Köpfchen ein Stück herauschob.

»Weiter!«, rief sie Nanette zu. »Weiter! Genau so! Gleich ist es geschafft! Der Kopf ist schon draußen! Nicht nachlassen, Nanette, weiter!«

Und Nanette machte weiter und ließ nicht nach. Nur wenige Momente später glitt das Baby aus ihr heraus wie ein nasser Fisch.

»Sie ist da!«, rief Berthe. »Sie haben es geschafft, Nanette, bravo!«

Im kollektiven Aufstöhnen und erleichterten Lachen schnappte sich Berthe vorsichtig das nasse und mit Käse-

schmiere bedeckte Baby, das an der bläulichen Nabelschnur hing. Berthe musste gar nicht viel machen, denn die Kleine begann sofort, mit den Armen zu rudern und zu schreien. Fantastisch, dachte Berthe und spürte, wie die Anspannung von ihr abfiel und sie ein Glücksgefühl durchströmte.

»Es ist tatsächlich ein Mädchen«, sagte sie mit einem Lächeln. »Und es hat schwarze Haare.«

Dann legte sie das Baby der Mutter auf den Bauch. Nadine und Angélique beugten sich über sie, lachend und weinend zugleich. Einen Moment später wurde die Tür aufgestoßen. Die Hebamme kam eilig herein und stoppte mit einem überraschten »Oh!« und einem Lächeln auf den Lippen. »Da werde ich ja gar nicht mehr gebraucht?«

»Im Gegenteil«, sagte Berthe, »Sie werden sehr wohl gebraucht. Ich bin Berthe Saunier. Eigentlich bin ich Rechtsmedizinerin, aber es war mir eine Freude, mich einmal um ein neues Leben zu kümmern.«

Die Hebamme lachte und nickte.

»Wir wussten uns nicht zu helfen«, sagte Angélique. »Madame Saunier ist die einzige Ärztin hier im Ort.«

Berthe zog die Latexhandschuhe aus und sagte der Hebamme: »Soweit ich es beurteilen kann, lief alles gut. Ich lasse Sie dann mal Ihre Arbeit machen, gehe runter und sage dem Vater Bescheid. Falls irgendetwas sein sollte – ich bin sicher noch einen Moment hier.«

»Perfekt«, erwiderte die Hebamme. »Und herzlichen Dank. Sie haben einen guten Job gemacht.«

»Ich musste gar nicht viel machen.«

»Etwas Hilfestellung reicht meistens. Es ist ein ganz natürlicher Prozess«, erwiderte die Hebamme und ging dann zum Bett.

Berthe nahm ihren Koffer und verließ das Zimmer. Sie fühlte sich immer noch wie beflügelt und lächelte, als sie die Treppenstufen hinabstieg. Unten warteten Adrien, Laurent Poisson und Louise Moreau und starrten sie erwartungsvoll an. Laurent Poisson hielt die Calvadosflasche in der einen und ein leeres Glas in der anderen Hand. Er hatte sich sogar seine Bürgermeisterschärpe umgelegt, wie Berthe jetzt erkannte. Louise Moreau hielt ebenfalls ein Glas in der Hand, allerdings ein volles, und stützte sich mit der anderen auf ihren Stock, an dessen Griff ein Einkaufsbeutel aus Stoff baumelte. Adrien sah sie an, die Finger ineinander verkrampft. Er stammelte: »Ich ... habe Babyschreie gehört, war das ... ist das ... Das war doch ...«

»Natürlich war das Ihre Tochter, Adrien«, sagte Berthe und klopfte ihm auf die Schulter. »Herzlichen Glückwunsch. Sie sollten jetzt schnell nach oben laufen und sie willkommen heißen.«

Das ließ sich der Mann nicht zweimal sagen.

»Danke, vielen Dank«, erwiderte er – und stürmte die Treppe hinauf.

»Na also«, murmelte Louise Moreau und trank an ihrem Glas. Ihre Stimme klang wie das Knarzen einer alten Holztür.

»Madame le Docteur«, sagte der sichtlich ergriffene Bürgermeister und stand stramm, »Rat und Verwaltung von St. Pierre danken Ihnen für Ihren Einsatz in dieser Nacht. Es ist groß-

artig zu wissen, dass wir uns in diesem wundervollen Ort in der Not aufeinander verlassen können.«

Louise Moreau lachte auf und verdrehte die Augen.

Poisson griff nach einem weiteren Glas, goss einen Calvados ein und reichte ihn Berthe. Sie ergriff es, sie konnte jetzt wirklich einen gebrauchen.

»Danke«, erwiderte sie. »Aber lassen Sie doch bitte dieses alberne ›Madame le Docteur‹, das ist nicht erforderlich.«

»Sehr wohl, Madame le Docteur.«

Berthe trank den Calvados in einem Zug leer. Der Schnaps brannte angenehm in ihrer Kehle und schmeckte wunderbar fruchtig nach Äpfeln.

»Sie sehen so offiziell aus mit der Schärpe«, sagte sie, räusperte sich und hielt Poisson das Glas hin, damit er nachfüllen konnte. Sie war ja nicht mit dem Auto hier, sondern zu Fuß.

Poisson erwiderte: »Die Begrüßung eines neuen Bürgers ist ein offizieller Akt, Madame. Wachstum ist wichtig für den Ort«, sagte er. »St. Pierre hat aktuell tausendzweihundertsechsfünfzig Einwohner. Jetzt einen mehr. Vor fünf Jahren waren es fast zweitausend. Jeder neue Bürger ist ein Fest.« Mit dem Stichwort goss er Berthes Glas erneut voll, auch das von Louise Moreau und sein eigenes. Die Flasche stellte er auf dem Wohnzimmertisch ab und erklärte: »Der Calvados stammt aus der Brennerei meines Cousins in der Normandie. Ich habe ihn extra mitgebracht, weil ich annahm, dass er nicht schaden könnte. Ich wohne gleich um die Ecke. Angélique hatte mich angerufen und nach Ihren Kontaktdaten gefragt.«

»Angélique«, dachte Berthe, nicht »Madame Balladier« oder

»meine Sekretärin«. Wo Bürgermeister Poisson doch sonst so förmlich war. Wer weiß, ob da etwas lief?

Berthe trank erneut an ihrem Glas, dieses Mal nur einen kleinen Schluck. »Und da geben Sie einfach so persönliche Daten weiter?«

»Madame!« Poisson straffte sich. »Es handelte sich um einen Notfall! Es ging um Leben und Tod!«

Berthe schmunzelte und winkte ab.

Louise Moreau lachte erneut auf – ein Lachen, das sich wie ein defektes Getriebe anhörte. »Er übertreibt wieder heillos. Das hat er schon getan, als er noch grün hinter den Ohren war. Immer die größte Klappe von allen.«

Laurent Poisson schnappte nach Luft, schwieg aber.

Madame Moreau fuhr fort: »Allerdings muss ich sagen, dass die junge Balladier in der Tat geschrien hat, als ginge es ihr ans Leben. Ich wohne direkt nebenan und bin nur herübergekommen, um nach dem Rechten zu sehen ... «

Sie stellte ihr Glas ab und öffnete den Einkaufsbeutel am Knauf ihres Stocks ein Stück, damit man hineinsehen konnte. Berthe sah etwas Kleines, Schwarzes aus Metall. Sie verschluckte sich beinahe und bekam einen Hustenanfall.

»Mein Vater«, erklärte die alte Dame unterdessen, »war in der Résistance. Die Luger hat er damals einem Wehrmachts-offizier abgenommen, nachdem sie ein paar von denen um die Ecke gebracht hatten. Die Knarre ist alt, aber sie funktioniert noch. Leider gibt es dafür keine Ersatzpatronen, weswegen ich damit haushalten muss. Das Ding hat nur acht Schuss, und ein paar sind schon verbraucht. Ich sollte sie am besten be-

nutzen, um meine grauenvolle Schwiegertochter zum Schweigen zu bringen. Erst kürzlich habe ich damit drei Ratten erwischt – richtige Ratten, meine ich«, erklärte sie und schloss den Beutel wieder.

Meine Güte, dachte Berthe. Louise Moreau schien absolut kein Fan ihrer Schwiegertochter zu sein. Berthe kannte Valérie Moreau vom Wochenmarkt, eine kleine, schnippische Person. Es gab weitaus sympathischere Menschen, aber so schlimm war sie nun auch wieder nicht, dass man mit einer Luger auf sie losgehen musste.

»Madame Moreau!«, protestierte der Bürgermeister. »Ich muss doch sehr bitten! Sie kommen mit einer Waffe hierher? Und Sie schießen auf Ratten?«

Madame Moreau zuckte die Schultern. »Man weiß ja nie. Dieses Geschrei – es hätten Einbrecher sein können. Wäre nicht der erste Einbruch dieser Tage, oder? Und wenn sich keiner um die Ratten kümmert, muss man es eben selbst machen. So einfach ist das. Und um die Verbrecher ebenfalls.«

»Aber doch nicht mit einer Luger!«

Louise Moreau machte eine abschätzende Geste. »Tut ja sonst niemand. Die nächste Polizeistation ist zig Kilometer entfernt, und die Gendarmerie kümmert sich um nichts.«

Berthe leerte ihren Calvados und griff zu der Flasche, um sich nachzugießen. Nur den einen noch, bevor sie wieder verschwinden würde.

»So würde ich das aber nicht behaupten«, widersprach sie, »die Gendarmen machen einen guten Job. Nur können sie nicht überall sein.«

»Einen Teufel tun die! Sie kümmern sich einen Dreck um meinen verstorbenen Bruder Gustave!«

Berthe schlürfte den Calvados. Also war Gustave Moreau tot? Das hatte sie gar nicht mitbekommen. Aber es erklärte, warum seine Schwester Schwarz trug und warum Luc Moreau am Gemüsestand letztsens so trübselig gewesen war. Geradezu ein Schatten seiner selbst, wo er doch sonst immer einen flotten Spruch auf den Lippen hatte und außerdem die besten Artischocken und Tomaten, die man sich nur vorstellen konnte. Vom Salat gar nicht erst zu reden oder den Auberginen und Zucchini.

Den alten Gustave hatte Berthe nur gelegentlich gesehen, wenn er den Stand belieferte und im grauen Kittel Gemüsekörbe aus seinem alten, ehemals roten R4 lud. Für die Arbeit auf dem Wochenmarkt war er mit seinen über achtzig Jahren eigentlich schon viel zu alt gewesen, aber er konnte einfach nicht loslassen. Außerdem hatte er eine Behinderung und zog stets ein Bein nach, seit seiner Kindheit schon, wie es hieß.

Bürgermeister Poisson setzte sofort eine betroffene Miene auf, als die Rede auf Gustave kam, blickte zu Boden und verschränkte die Hände.

»Der ärmste Gustave«, sagte er, »was für ein Verlust für unseren Ort. Ich habe sofort einen Kranz bestellt, nachdem ich es hörte.«

»Pah!« Louise Moreau stampfte mit dem Stock auf. »Und wo willst du den niederlegen? Dazu müsste es ja erst mal ein Grab geben! Aber auf dem Kaminsims von Luc steht nur eine leere Urne! Gustave war sein Lieblingsonkel, sein Ein und

Alles, sein Mentor! Mein Sohn ist untröstlich, weil er jeden Morgen und jeden Abend auf ein leeres Gefäß blicken muss, in dem kein Gustave steckt, weil sich die Gendarmen um nichts kümmern! Meine grässliche Schwiegertochter wollte es ihm erst verbieten mit der Urne. Aber mit der Frau ist sowieso nichts anzufangen.« Louise Moreau deutete mit ihrem Stock ins obere Geschoss. »Statt dass sie etwas Sinnvolles tut und mir ebenfalls einen Enkel beschert und den Moreaus einen Erben, hat sie nichts weiter als ihr Erbe im Sinn. Aber von wegen!«

Berthe hörte zu und schlürfte nebenbei den Calvados, bis das Glas leer war. »Wieso steht denn eine leere Urne auf dem Kamin?«, fragte sie und goss sich nach. Das war jetzt aber wirklich der letzte. »Und wieso kümmern sich die Gendarmen nicht? Worum sollten sie sich denn kümmern?«

Louise Moreau verdrehte die Augen. »Himmel, davon haben Sie noch nicht gehört? Wo leben Sie denn?«

Laurent Poisson ergriff die Initiative und erklärte: »Gustave Moreau erlitt auf dem Feld einen Herzstillstand, als er die Melonen überprüfen wollte. Er ließ es sich nicht nehmen, im Betrieb immer noch mitzumischen. Er fiel auf dem Feld einfach um.« Poisson erklärte mit einer Handbewegung, wie das ausgesehen haben mochte. »Ein schwerer Schock für alle, aber ein schöner Tod für ihn. Er wurde ins Bestattungsinstitut von Valerian Comtat gebracht.«

Berthe nickte und trank noch ein Schlückchen. Sie kannte das Bestattungsinstitut von Valerian Comtat am Ortsausgang vom Vorbeifahren. Jedes Mal betrachtete sie das am Haus an-

gebrachte alte Schild mit den schönen, verblichenen Jugendstilbuchstaben. Sie waren ein Zeichen dafür, dass die Comtats schon seit mehreren Generationen im Ort ansässig waren.

»Na ja«, fuhr Bürgermeister Poisson fort. »Und jetzt ist er weg.«

»Wie, weg?« Berthe trank aus.

»Weg. Verschwunden.«

»Valerian Comtat?«

»Meine Güte«, rief Madame Moreau, »sind Sie schwer von Begriff? Mein Bruder ist fort! Bei Comtat wurde nach Gustaves Tod eingebrochen. Ich weiß nicht, was die Verbrecher alles haben mitgehen lassen. Aber in jedem Fall war mein Bruder dabei! Und was machen die Gendarmen? Nehmen alles auf und sagen: Ja, wissen wir auch nicht, wo sich Ihr Bruder jetzt befindet.«

Poisson erklärte: »Valerian Comtat ist außer sich, weil das in hundertfünfundzwanzig Jahren noch nicht vorgekommen ist. Niemals wurde bei einem Comtat eingebrochen. Allein aus Respekt nicht. Und schon gar nicht kam jemals eine Leiche abhanden – ich meine: Was will man denn mit Gustave Moreau?«

»Ich will etwas mit ihm! Beerdigen will ich ihn«, schimpfte Louise Moreau. »Wer bringt mir und der Familie meinen Bruder zurück? Mein Sohn bekam einen Zusammenbruch, als man ihm davon erzählte! Seine Frau musste Mund-zu-Mund-Beatmung machen, damit er wieder zu sich kam! Ich würde einen Teufel tun und mich von der Frau küssen lassen, aber Luc ist ja Kummer mit ihr gewohnt.«

Berthe versuchte, dem Informationsfluss zu folgen, blickte zwischen Laurent Poisson und Louise Moreau hin und her. Sie spürte, dass ihr leicht schwindelig war, was an der Anstrengung von der Geburt liegen musste und der Übermüdung, weil es schon spät war. Vielleicht auch am Calvados. Wahrscheinlich ein bisschen von allem.

Sie sagte: »Moment. Verstehe ich das richtig: Die Einbrecher haben die Leiche Ihres Bruders mitgenommen? Sonst nichts?«

»Sie haben auch etwas Geld gestohlen«, erklärte Poisson. »Aber was sie mit dem toten Gustave wollen – die Gendarmen hatten dafür keine Erklärung. Die Police National kümmert sich mittlerweile darum.«

»Ah«, machte Berthe und nickte.

Vermutlich würde der Fall nicht bei den Kollegen in Avignon aufgeschlagen sein, da St. Pierre im Département Bouches-du-Rhône lag, was nicht zu Berthes Zuständigkeitsbereich im Vaucluse gehörte. Die Ärzte des Rechtsmedizinischen Instituts an den Unikliniken in Nîmes kümmerten sich um eine sehr große Fläche mit den Landgerichtsbezirken Nîmes, Alès, Tarascon, einen Teil vom Département Ardèche, Mende sowie Avignon und Carpentras. Für die beiden letzteren war Berthe zuständig. In Bouches-du-Rhône hatte sie daher kaum Kontakte. Aber bestimmt hatte jemand in Avignon etwas von dem Vorfall in der Nachbarschaft gehört oder könnte sich danach erkundigen, zum Beispiel Capitaine Lorraine Durand von der dortigen Police National, mit der sich Berthe gut verstand.

Bevor sie noch etwas fragen konnte, kamen der stolze Vater Adrien und die noch stolzere Großmutter die Treppe hinab. Beide strahlten wie die Honigkuchenpferde.

»Noch einmal herzlichsten Dank«, sagte Angélique zu Berthe. »Ich weiß nicht, was wir ohne Sie getan hätten. Meine erste Enkelin!«

Adrien stand vor Berthe, Tränen in den Augen. »Madame«, sagte er, »auch von meiner Frau und mir aufrichtigen Dank. Wir haben lange über den Namen für unsere Tochter nachgedacht, sind aber zu keinem Schluss gekommen. Daher haben wir uns gesagt: Wir entscheiden das, sobald sie zur Welt gekommen ist. Wir würden, wenn es für Sie in Ordnung wäre, die Kleine angesichts der Umstände Berthe nennen.«

»Du meine Güte.« Berthe lachte. »Das müssen Sie nun wirklich nicht ...«

»Es geht nicht um Dankbarkeit. Wir möchten es gern. Es ist ein Name, der uns sehr gut gefällt. Und seit heute passt er natürlich recht gut.«

Berthe spürte, dass ihre Wangen glühten. »Also«, erwiderte sie zögernd, »das ist Ihre Entscheidung, und ich habe natürlich nichts dagegen. Als Kind musste ich mich zwar lange an den Namen gewöhnen und wurde damit auch aufgezogen, aber wenn Sie mögen ...«

»Wir mögen.«

»Na dann?«

Adrien und Angélique strahlten, während Poisson bereits eine weitere Runde Calvados zum Anstoßen einschenkte. Da konnte Berthe schlecht ablehnen.

»Auf Berthe«, sagte der Bürgermeister und hob das Glas zum Toast.

»Auf die kleine und die große Berthe!«, ergänzte Angélique.

Dann klirrten die Gläser. Sogar Louise Moreau stieß mit an.

Wenig später hatte Berthe es endlich geschafft, sich loszu-eisen. Sie ging über den Marktplatz und stellte fest, dass es ihr nicht mehr so gradlinig gelang wie auf dem Hinweg. Kein Wunder nach vier oder fünf Calvados – oder waren es sogar sechs gewesen?

Jedenfalls wusste sie bereits, dass morgen ein fürchterlicher Tag bei der Arbeit werden würde. Wenigstens musste sie dabei keine Leben retten.

Sie schlich sich zurück ins Haus, um César nicht aufzu-
wecken, zog die Schuhe aus und ging auf Zehenspitzen über den Flur – eine Hand stets an der Wand, um in der Dunkelheit den Weg zu finden und sich außerdem etwas abzustützen, damit sie nicht noch das Gleichgewicht verlor. Schließlich bog sie ab und erreichte ihr Arbeitszimmer, in das das fahle Mondlicht schien und ein wenig Licht spendete. Es fiel auf die dunklen Regale voller Bücher – viel medizinische Fachliteratur, aber auch andere Sachbücher und Romane. Auf dem modernen Schreibtisch stand ein Applecomputer.

Sie stellte ihre Arzttasche ab und wollte das Zimmer gerade wieder verlassen, als Hugo sagte: *Die Sache mit dem gestohlenen Onkel ist wirklich merkwürdig. Was glaubst du?*

»Ich weiß noch nicht«, erwiderte Berthe. »Vielleicht haben sich die Einbrecher einen morbiden Spaß erlaubt. In jedem

Fall ist es befremdlich, und mir tut mein Gemüseman herzlich leid. Ich wusste nicht, dass er so an seinem Onkel hing.«

Du wirst sentimental, wenn du zu viel getrunken hast.

»Nein, ich bin nur empathisch, und das weißt du ganz genau.«

Zu viel getrunken hast du trotzdem.

Berthe kicherte und nickte. »Madame Moreau fragte sich, was man denn mit ihrem toten Bruder will ...«

Ich hatte auch mal ein Leben, oder?

»Nicht wirklich«, sagte Berthe und sah dann zu Hugo, der wie immer in der Ecke neben dem Schreibtisch stand. Er scherzte oft über sein vorheriges Leben. Aber tatsächlich war er nicht echt, sondern bloß ein Anatomieskelett aus Kunststoff, und das wusste er ganz genau.

Berthe besaß Hugo bereits seit Studienzeiten, und schon damals hatte sie heimlich Zwiegespräche mit ihm geführt, wenn sie über ihren Arbeiten saß. Manche Leute redeten mit ihrem Hund, mit ihrer Katze oder ihrem Pferd, sie mit ihrem Skelett. Na und? Mit ihm zu sprechen war so etwas wie Meditation, Konzentration, was auch immer ... Er war ein guter Zuhörer und hatte oft kluge Einfälle und Ratschläge. Außerdem wurde er mit den Jahren immer schlauer – wie eine KI, die man fütterte.

Das lag sicher daran, dass Hugo auf irgendeine Art und Weise die vielen Toten repräsentierte, mit denen Berthe beruflich zu tun hatte, und es kamen ständig neue hinzu. Manche Fälle ließen sie nicht los, und es war Teil ihres Jobs, den Toten eine Stimme und den Hinterbliebenen Gewissheit zu geben.

Sie war die letzte Person, die den Mordopfern noch helfen konnte, Gerechtigkeit zu erfahren. Deswegen hatte sie sich angewöhnt, auch mit den Toten zu reden – also gedanklich. Es war ihre Art, sich in die Arbeit, in ihre Aufgabe und ihre Berufung zu vertiefen. Und deswegen sprach sie manchmal auch mit Hugo, der eine Art Summe aller Fälle darstellte.

Jetzt ließ sie ihn aber allein und schlich sich aus dem Arbeitszimmer hinauf zum Bad, wo sie sich auszog und zurück in ihr Schlafshirt schlüpfte. Dann setzte sie sich mit der elektrischen Zahnbürste und bereits geschlossenen Augen auf die Toilette, die sich ein wenig zu bewegen schien. Aber das wurde besser, nachdem sie die Augen wieder öffnete.

Dann ging sie ins Schlafzimmer, wo sie versehentlich mit der Schulter gegen den Türrahmen stieß und beinahe das Gleichgewicht verlor. Aber César wachte nicht auf. Er schlief tief und fest. Schließlich erreichte sie sicher ihre Seite des Bettes, schlüpfte unter die Decke und atmete tief durch.

Endlich liegen. Wenngleich das Bett sich ebenfalls leicht bewegte, aber es war zum Aushalten. Sie fuhr nicht Karussell. Das taten nur die Bilder und Eindrücke in ihrem Kopf.

Die Sache mit dem toten Onkel ihres armen Gemüsehändlers würde sie sich jedenfalls mal genauer ansehen. Da stimmte irgendetwas nicht.

Und gerade, als sie in die Welt des Schlafes driftete und an ihren Parisurlaub vor zwei Jahren dachte, hörte sie eine Melodie zu ihrem Traum, es klang wie ...

Berthe schlug die Augen auf.

Es war ein Akkordeon. Es drang durch das geöffnete Fens-

ter und spielte »La Vie en rose«, und zwar reichlich falsch. Das durfte doch nicht wahr sein! Berthe schnaufte, rollte im Bett herum, zog sich das Kopfkissen über die Ohren und presste die Augen wieder fest zu.

»Morgen«, dachte sie, »morgen bringe ich ihn wirklich um.«

4

War es Suizid?«

Lorraine schenkte Berthe einen stechenden Blick aus ihren klaren blauen Augen.

Berthe zog die Handschuhe aus. Die Obduktion war abgeschlossen. »Das wäre denkbar«, erwiderte sie. »Ich habe keinerlei Verletzungen gefunden, die auf Fremdeinwirkung hindeuten. Was die toxikologische Untersuchung und die weiteren Laborbefunde ergeben, werden wir sehen.«

»Wir wissen nicht genau, wie er in den Fluss gelangt ist und an welcher Stelle. Er könnte gesprungen sein. Vielleicht hat ihn auch jemand gestoßen, oder es war ein Unfall. Aber du sagst, er lag nicht lange im Wasser? Und dass er ertrunken ist?«

»Er ist definitiv ertrunken und lag keine zwölf Stunden im Wasser.«

Natürlich war das lang genug, um fast alle wesentlichen äußeren Spuren wegzuspülen, die auf Auseinandersetzungen und anderes hindeuten könnten – abgesehen von Verletzungen. Innen sah das anders aus. Der Tote namens René Dubois,

siebenundvierzig Jahre alt und selbstständiger Unternehmensberater aus Avignon, hatte in jedem Fall Rotwein getrunken sowie nur wenig gegessen. Es hatte außerdem den Anschein, dass er eine kräftige Dosis Medikamente intus gehabt hatte. Aber das würde das Labor ermitteln. Ein Angler hatte die Leiche am Ufer der Rhône entdeckt. Und jetzt war Capitaine Lorraine Durand an der Reihe.

Sie lehnte lässig an einem der Edelstahlwagen, die Arme verschränkt, und kaute nachdenklich auf den rot geschminkten Lippen. Sie trug ein T-Shirt mit einem Vintageaufdruck, eine weite olivfarbene Leinenhose, Sneakers, ihre Sonnenbrille hatte sie wie einen Haarreif in die halblangen, braunen Haare mit den grauen Strähnen geschoben. Ihre Nägel waren kurz geschnitten und nicht lackiert. Am Ringfinger konnte man noch den Abdruck ihres Eherings sehen. An der Stelle war ihre gebräunte Haut etwas heller. Lorraine war frisch geschieden und Mutter einer Tochter im allerbesten Teenageralter namens Claire.

Lorraine machte eine Geste mit der Hand. »Die Tox-Untersuchung – ich weiß, ihr habt viel zu tun, aber lässt sich das etwas beschleunigen?«

»Ich sehe, was ich machen kann«, erwiderte Berthe.

»Falls er wirklich Medikamente genommen hatte, spricht das für einen Suizid. Andererseits stellt sich die Frage, woher er die Medikamente hatte. Soweit wir bislang wissen, war er nicht akut oder chronisch krank und nicht in Behandlung. Private Probleme sind uns bislang unbekannt. Sein Geschäft lief allem Anschein nach gut. Es gibt keinen Abschiedsbrief.«

»Warten wir mal ab. Ich spreche mit Pascal und bitte ihn, dich vorzuziehen.«

Dr. Pascal Laroche, der Laborleiter. Er war ein kleiner, schüchterner Mann mit großer Brille und Halbglatze, ein exzellenter Wissenschaftler, der Berthe selten einen Wunsch abschlagen konnte. Was nach Berthes Meinung wahrscheinlich daran lag, dass er schon seit Langem eine Schwäche für sie hatte.

»Prima, danke«, sagte Lorraine. »Von mir aus sind wir dann hier fertig.«

Berthe nickte und wandte sich an ihre beiden Assistenten. »Wir sind dann fertig.«

»Wir sind fertig«, bestätigte Guy und nickte zu Nicolas, der zurücknickte und brummte: »Wir sind fix und fertig.«

Wie Berthe trugen die beiden ihre OP-Sachen und außerdem Kittelschürzen aus Kunststoff. Wenn man sie so sah, hätte man sie für Metzger und Zwillinge halten können – nicht nur vom Aufzug her. Sie trugen beinahe identische Schnurrbärte und waren beide fast gleich groß und kräftig. Natürlich hatte das auch mit dem Beruf zu tun: Sie mussten ja regelmäßig schwer heben. Bei Guy, der mit Nachnamen ausgerechnet Petit hieß, kam seine Vorliebe für feine Restaurants und Essen ganz allgemein hinzu. Nicolas Morel wiederum bewegte sich zu wenig, sah von morgens bis abends fern und aß viel zu viel Fastfood, worüber sich Guy oft aufregte, woraufhin Nicolas, zu dessen DNA schlechte Laune gehörte, noch schlechter ge-launt wurde.

Berthe nannte die beiden »Dupont und Dupond«. Das war eine Anspielung auf die zwillingsgleichen Detektive aus den

»Tintin«-Comics von Hergé, die identische Schnurrbärte trugen und immer gleich angezogen waren mit schwarzem Anzug und Melone.

Die beiden machten sich nun daran, den unglückseligen Réne Dubois fortzubringen und alles abzuräumen und zu säubern.

»Wie geht es Claire?«, fragte Berthe und legte nebenbei einige Sachen beiseite.

»Sie macht mich wahnsinnig. Den ganzen Tag lang ist sie nur mit dem Handy beschäftigt – insgesamt ist es ein schwieriges Alter, die Pubertät, weißt du? An manchen Tagen könnte man sie an die Wand klatschen, an anderen zu Tode knuddeln oder trösten wie ein kleines Baby. Ihr Wortschatz beläuft sich auf Ja und Nein, falls sie überhaupt den Mund aufbekommt. Es ist, als ob sie ein ›Vorübergehend geschlossen‹-Schild vor ihrer Stirn trägt. Wenn man sie lassen würde, würde sie außerdem jeden Tag bis nachmittags schlafen. Und glaub bloß nicht, dass sie auch nur einen Handschlag im Haushalt hilft.«

Berthe lächelte. Sie hätte alle Zustände gerne erlebt – Wahnsinn, Wandklatschen, Knuddeln, Trösten –, aber das Universum hatte leider anders entschieden.

Berthe blickte der Leiche hinterher, als Dupont und Dupond sie auf einem Metallwagen fortrollten.

»Kürzlich wurde Claire beim Stehlen erwischt.« Lorraine seufzte. »Kannst du dir das vorstellen? Die Tochter einer Polizistin stiehlt? Ich bin vollkommen durchgedreht.«

»Oh, das tut mir leid. Klingt nach einer schweren Revolverphase.«

»Schwer ist gar kein Ausdruck. Ich müsste mich mehr um sie kümmern. Aber was soll ich als Alleinerziehende machen, wo der Vater sich entschieden hat, mit seiner halb so alten Geliebten nach Marokko auszuwandern?«

»Du Ärmste, wirklich.«

Lorraine zuckte mit den Schultern. »Themawechsel?«, fragte sie.

Berthe nickte. »Darf ich dich fragen, ob du etwas über einen Leichenraub gehört hast? Bestimmt liegt es nicht in deiner Zuständigkeit und auch nicht in deinem Bereich, aber es ist so kurios, da dachte ich ...«

»Leichenraub?«

»Mhm.«

Berthe erklärte es ihr. Lorraine hörte fasziniert zu, schüttelte aber dann den Kopf. »Ich habe nichts davon gehört. Aber das ist wirklich schräg.«

»Allerdings.«

Lorraine blickte auf ihre Armbanduhr – eine digitale Smartwatch. »Ich muss leider los, Berthe. Claire von der Schule abholen und zum Reitstall chauffieren, Mama-Taxi. Vielen Dank – und wenn du mit Laroche sprichst, höre ich mich im Gegenzug mal nach dem gestohlenen Onkel um.«

»Perfekt!«

Damit rauschte Lorraine ab. Sie schien es wirklich eilig zu haben. Berthe hatte es nicht so eilig und ging los, um sich zu waschen, zu desinfizieren und umzuziehen. Anschließend hatte sie im Büro Papierkram zu erledigen. Die Bürokratie im Job wurde immer schlimmer. Aber sie machte vorher noch

einen kurzen Abstecher ins Labor, um ihr Versprechen zu erfüllen.

Pro forma klopfte sie an die Tür und öffnete sie dann direkt. Dr. Pascal Laroche stand gerade an einem Tresen voller medizinischer Geräte. Er trug seinen weißen Laborkittel sowie eine Schutzbrille aus Kunststoff über seiner eigentlichen Brille, wodurch er ein wenig wie ein Taucher aussah. Er blickte sofort auf, als Berthe den Raum betrat. Das Sonnenlicht vom Fenster ließ seine Halbglatze glänzen.

»Berthe, hereinspaziert«, sagte er mit seiner sanften Stimme und lächelte.

»Hallo, Pascal, mein Lieber.« Berthe blickte über die vielen Gerätschaften, Gläser, Schalen und Phiolen. Die Tür zu seinem angrenzenden Büro stand offen. Nach rechts ging es in weitere Laborräume, von denen einige auch steril gehalten werden mussten. »Na, kochst du dir gerade einen Kaffee?«

Pascal lachte. »Nein, Gentests. Ich könnte aber einen vertragen. Es wurde sehr spät gestern Abend. Wir haben im Augenblick so viel zu tun.«

»Oh, und dann komme auch noch ich vorbei und störe dich.«

»Du bist hier stets willkommen, wie du weißt.«

»Du weißt noch nicht, worum ich dich bitten möchte.«

»So schlimm kann es nicht sein.«

Berthe blähte die Backen und machte eine Art ahnungslose »Wer weiß?«-Geste – wohl wissend, dass Pascal ihr sowieso nichts abschlagen würde.

Er bedachte sie ständig mit Aufmerksamkeiten, Blumen

zum Geburtstag, kleine Geschenke zu Festtagen wie Weihnachten und Ostern und zwischendurch immer wieder Süßigkeiten, weil er wusste, dass sie eine Schwäche dafür hatte. Er wurde nie müde, ihr Komplimente zu machen. All das war natürlich nett – aber Berthe hatte schon vor Jahren das Gefühl gehabt, dass sich Pascal in sie verguckt hatte. Natürlich wusste er, dass sie glücklich verheiratet war. Er hatte ihr deshalb nie Avancen gemacht.

Mittlerweile hatte sich Pascal auf Calissons eingeschossen. Sie waren bei Berthe ein Volltreffer, ebenso wie Albin Leclercs verdammt leckere Schokocroissants, die er in einer bestimmten Boulangerie bezog, die irgendetwas mit dem Teig und der Schokofüllung anders machte als die übrigen.

Ähnlich war es bei den Calissons. Pascal hatte eine vorzügliche Confitserie gefunden, nachdem er alle anderen getestet hatte. Auf einmal kam er mit dieser besonders köstlichen Sorte an.

Calissons waren ein provenzalisches Konfekt, eine Spezialität aus Aix und für ihre Rautenform bekannt. Im Wesentlichen handelte es sich um kleine Mandelküchlein mit kandierten Früchten wie Orangen und Melonen, die zu einer marzipanartigen Masse vermengt und mit einer Zuckerglasur versehen wurden. Eigentlich waren sie eher eine weihnachtliche Spezialität und keine sommerliche. Aber weil Calissons das ganze Jahr über verfügbar waren, da sie ein beliebtes Mitbringsel waren, sah Berthe keinen Anlass, sie nicht auch zu unpassenden Zeiten zu essen.

Pascal war seit Jahren Single, nachdem seine Frau viel zu

jung und viel zu früh verstorben war. Berthe hatte ihm immer wieder nahegelegt, doch online nach Bekanntschaften zu suchen. Aber davon hielt Pascal nichts. Er schien sich lieber wie ein mittelalterlicher Troubadour an der unerfüllten Liebe zu laben beziehungsweise auf seine Chance bei Berthe zu hoffen, wenngleich ihm klar sein musste, dass die niemals kommen würde. Vielleicht müsste sie ihm das noch einmal deutlicher vor Augen führen. Nicht um ihn abzustößen, sondern um ihn zu motivieren, sich endlich nach einer Partnerin umzusehen, denn Pascal war ein guter Mensch und verdiente wirklich jemanden auf Augenhöhe.

»Worum geht es denn?«, fragte Pascal.

»Ich hatte gerade eine Wasserleiche auf dem Tisch. Lorraine hat sie begleitet, und es ist unklar, was geschehen ist. In jedem Fall wollte ich dich fragen, ob du die Untersuchungen für den Tox-Befund eventuell vorziehen könntest, damit Lorraine weiß, in welcher Richtung sie ermitteln muss.«

Pascal seufzte und hob die Brauen.

»Ich weiß«, sagte Berthe, »ich weiß, ich weiß! Es ist auch nur eine Frage, ob ihr es eventuell vor die nicht allzu dringenden Fälle schieben könntet.«

»Ich sehe, was ich tun kann, aber versprechen kann ich nichts«, erwiderte Pascal.

»Danke!« Berthe schenkte ihm ein Lächeln.

Pascal sah aus, als würde er für ein solches Lächeln wirklich alles tun.